# Indiana Tribüne.

— Erscheint —

**Täglich und Sonntags.**

Die tägliche „Tribüne“ kostet durch den Träger 12 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne“ 5 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents. Per Post zugeschickt in Vorausbezahlung $6 per Jahr.

**Office: 120 O. Marylandstr.**

Indianapolis, Ind., 25. Mai 1887.


## Die Wilden der Prairien.

Als der Pfadfinder Fremont das große Landbecken durchstreifte, welches jetzt Nevada und Utah umfaßt, waren die Indianer in jenen Gegenden noch thatsächlich Wilde. Ihr Hauptaugenmerk richtete sich nur darauf, genug Lebensmittel zu ihrem eigenen Unterhalt zu bekommen und „zur Erholung“ mit den Nachbarn Krieg zu führen. Die Männer lebten abgesondert für sich, dasselbe thaten die Frauen. Während die „Bucks“ alles Wild erlegten, welches sie mit Pfeil und Bogen erlangen konnten, waren die genügsameren „Squaws“ zufrieden, wenn sie genug Pflanzen oder selbst Insecten zur Stillung ihres Hungers auftreiben konnten.

Als eines Tages Fremont mit seinen Begleitern zweitausend Fuß hoch auf einem Berge in der Nähe einer Quelle sein Lager aufschlug, entdeckte er in der Nähe die Spuren von zwei bloßen Frauenfüßen, ohne daß sich jedoch Anzeichen von der Anwesenheit anderer Menschen in der Umgegend vorgefunden hätten.

Bei der Truppe befand sich gleichfalls der berühmte Pfadfinder Kit Carson. Als die Männer ihr aus saftigem Antilopenbraten bestehendes Abendmahl eingenommen hatten, lagerten sie sich bequem um ihr Lagerfeuer und begannen zu plaudern und zu rauchen. Kit Carson hatte sich mit seiner Pfeife im Munde auf den Rücken gelegt. Seine Hände ruhten unter seinem Kopfe, während seine Füße gegen das Feuer gerichtet waren.

Plötzlich sprang er auf und wies mit der Hand nach der anderen Seite des Feuers. „Seht!“ rief er aus.

Bei dem hellen Schimmer, welchen das Lagerfeuer in der Dunkelheit des Abend verbreitete, konnte man eine alte Indianerin erblicken, die vollständig unbekleidet war. Ihr graues Haar hing ihr in wirren Locken um das Gesicht, und sie bedeckte wie geblendet mit beiden Händen die Augen. Sie hatte geglaubt, auf ein Lager der Ihrigen zu stoßen, war aber förmlich vom Schrecken gelähmt worden, als sie nur die Gestalten von „Bleichgesichtern“ erblickte.

Sie wollte fliehen, die Männer hielten sie jedoch fest und sagten ihr, sie brauche sich vor ihnen nicht zu fürchten. Da sie hungrig war und fror, machten sich die Männer ein Vergnügen daraus, ihr einen Platz am Feuer einzuräumen und ihr ein Stück Braten vorzulegen. Sie wurde nach einer Weile recht gesprächig und erzählte, sie sei von ihrem eigenen Stamme verbannt worden, weil sie zu alt sei, um ihren Angehörigen in irgend einer Weise noch zu nützen.

Später in der Nacht machte sie sich wieder aus dem Staube, doch wiesen ihre frischen Fußspuren nach, daß sie noch einmal an der Quelle gewesen war, um sich frisches Wasser zu holen. Die Weißen ließen mitleidig etwas Proviant zurück, damit sie ihr Leben etwas länger fristen könne.

Damals kannten die Indianer in jener Gegend noch keine Feuergewehre, besaßen aber ganz ausgezeichnete Bogen, mit denen sie haarscharfe Pfeile abschossen. Die Pfeile waren mit Spitzen aus vulkanischem Glase versehen und sehr sorgfältig gearbeitet.

Einmal wollten die Indianer die Truppe Fremonts in einem von wildem Salbei bedeckten Felde angreifen und überschütteten dieselbe mit Pfeilen, wurden aber bald durch wohlgezielte Flintenschüsse verjagt.

Nur eine Menge Pfeile, fächerartig vor dem Standpunkte eines jeden „Kriegers“ abgeweitet, blieben auf dem Platze liegen. In ihrer wilden Flucht hatten die Rothhäute keine Zeit gehabt, dieselben mitzunehmen.

## Unehrliche Officiere.

Vor einigen Jahren erregte die Nachricht Aufsehen, daß hochstehende Officiere unserer Bundesarmee sich soweit vergessen hatten, mittels grober Schwindeleien ihr Einkommen erhöhen zu wollen. Um sich die Langeweile des Garnisonlebens im fernen Westen zu vertreiben, hatten sie um Geld Karten gespielt und zur Deckung ihrer Schulden ihre Gehaltsanweisungen mehrfach verkauft.

Jetzt hört man wieder von einem ähnlichen Fall. Es handelt sich um den Secondelieutenant J. J. Shaw vom 6. Infanterieregiment, welcher die Fälschung seiner Soldanweisungen auf eine wahrhaft großartige Weise betrieben hat. Es heißt von ihm, daß er in einem Zeitraum von drei Monaten mindestens 16 Mal seinen Sold bezogen hat, ja man behauptet sogar, er er habe dies mehr als zwanzig Male gethan.

Es ist festgestellt worden, daß sieben seiner Sold-Quittungen von den Armee-Zahlmeistern honorirt worden sind, während sich die anderen Gehaltsanweisungen von ihm noch in den Händen professioneller Wucherer befinden. Plötzlich war er von der Bildfläche verschwunden. Vor einiger Zeit traf ein Brief aus London in England mit seiner Unterschrift ein, worin Shaw ganz kaltblütig meldet, er leiste auf seine Stellung in der Bundesarmee Verzicht und wünsche von derselben entbunden zu werden. Ob der Mann selber nach London gereist ist oder den Brief nur durch Andere hat nach Amerika besorgen lassen, ist bis jetzt nicht festgestellt worden.

Lieut. Shaw hat den Schwindel mit den Gehalts-Anweisungen allerdings bis auf die Spitze getrieben, doch gibt es auch viele andern Officiere, die ihm in dieser Beziehung nicht sehr nachstehen. So hat der Seconde-Lieutenant J. S. Powell vom Signalcorps im Monat Februar dieses Jahres allein fünf Anweisungen auf seinen Monatssolde ausgestellt, die sämmtlich dem General-Zahlmeisteramt zur Bezahlung unterbreitet wurden. Natürlich waren diese Anweisungen, bis auf eine, sämmtlich falsch. Auch im Beginn dieses Monats wurde der Lieutenant J. H. G. Wilcox vom siebenten Cavallerie Regiment für schuldig befunden, seinen Sold doppelt bezogen zu haben.

Bekanntlich steht es unter dem gegenwärtigen System jedem Officier der Bundesarmee frei, seinen Sold von irgend einem Zahlmeister, den er trifft, zu beziehen. Auch darf er eine Anweisung auf seinen Sold an irgend Jemand verkaufen. In der Marine ist es anders. Jeder Officier in derselben ist auf einen bestimmten Zahlmeister angewiesen, wenn er seinen Sold beziehen will, und dies hat zur Folge, daß in der Marine solche Soldschwindeleien wie in der Landarmee ganz unmöglich sind.

Es liegt auf der Hand, daß das in der Armee bestehende Besoldungssystem, soweit es die Officiere betrifft, gründlich reformirt werden muß. Das Einfachste wäre es jedenfalls, mit den Landofficieren ebenso zu verfahren, wie mit den Officieren zur See. Die Ersteren sollten auch nur auf ganz bestimmte Zahlmeister angewiesen sein. Dies würde dem groben Unfug mit den gefälschten Soldanweisungen in unserer Bundesarmee, welcher den Officieren derselben nur zur Schande gereichen kann, für immer ein Ende bereiten.

## Mexicanische Justiz.

Die gegenwärtige mexicanische Regierung unter Präsidenz Diaz ist von dem ernsten Streben beseelt, im ganzen Lande möglichst gesicherte Zustände zu schaffen, damit es sich umgehindert der Segnungen der Civilisation erfreuen könne. U. A. hat sie ihr Augenmerk auf die öffentlichen Landkarten und Eisenbahnen gerichtet, damit Leben und Eigenthum auf denselben gesichert sei.

Letzteres war um so wichtiger, als in sehr vielen Theilen der Republik Räubereien auf den Landstraßen noch bis in die neueste Zeit hinein an der Tagesordnung waren. Dies Unwesen schien so tief eingewurzelt zu sein, daß man sogar befürchtete, der Verkehr auf den Eisenbahnen werde darunter ganz bedenklich leiden.

Man verfiel auf die Idee, das Räuberunwesen durch ungewöhnlich strenge Maßregeln auszurotten. Es wurde in Folge dessen von dem mexicanischen Congreß ein Gesetz erlassen, welches die Bestimmung traf, daß Jedermann, der bei einem Straßenraub ertappt wurde, ohne Weiteres an Ort und Stelle zur Verantwortung gezogen werden soll. Auch die absichtlichen Verüber von Eisenbahn-Unfällen werden nach diesem Gesetz in dieselbe Kategorie gerechnet. Wird Jemand bei einer That ertappt, die den Tod oder die ernstliche Verwundung eines Reisenden auf der Eisenbahn zur Folge hatte, dann soll er vor ein halb militärisches Gericht unter Vorsitz des Sheriffs (jefe politico) gestellt und nach Feststellung seiner Schuld sofort niedergeschossen werden.

Das Gesetz hat natürlich seine Schattenseiten, da es ein rein summarisches Verfahren anordnet und manchen Unschuldigen der Gefahr aussetzt, ohne genügende Beweise als Verbrecher erschossen zu werden, doch hat es trotz alledem viel Gutes geschaffen. Jetzt hört man in Mexico von Straßenräubern fast gar nichts mehr. Die Landstraßen im ganzen Lande können mit mindestens ebenso großer Sicherheit bereist werden, wie in den Ver. Staaten, da die Räuber wissen, daß ihrer im Ergreifungsfalle ein sicherer Tod harrt.

Erst vor einigen Tagen ist das Gesetz wieder einmal zur Ausführung gelangt. Eine Depesche aus Pascuaro im Staate Michoacan meldet nämlich, daß dort drei Leute bei dem Versuche ertappt wurden, einen Eisenbahnzug aus dem Geleise zu bringen, um ihn später ungehindert berauben zu können. Man machte mit ihnen kurzen Proceß. Bald waren die Gerichtsbeamten, darunter auch der „Jefe politico“, an Ort und Stelle, der Thatbestand wurde aufgenommen, mehrere Zeugen wurden verhört, und dann erfolgte die Verurtheilung der Verbrecher zum Tode. Ohne daß man sie erst in's Gefängniß abgeführt oder ihnen viel Zeit zur Besinnung gelassen hätte, wurden sie von einer eilends herbeigeordneten Abtheilung Truppen auf der Stelle niedergeschossen, für sie zur Strafe und für andere Verbrecher ihrer Art zur Warnung.

Man mag dieser mexicanischen Justiz nachsagen, was man will, so viel steht aber fest, daß sie vor der amerikanischen Lynchjustiz entschieden den Vorzug verdient. Sie weiht wenigstens keinen Angeklagten dem Tode, ohne ihm ein Verhör vor gesetzmäßigen Behörden gegönnt zu haben.

## Von einem Hunde gerettet.

Vor einigen Tagen brannte Seyboth and Podlaskis Kürschner-Werkstätte in Brooklyn, N. Y., bis auf den Grund ab. Dieselbe befand sich in einem großen hölzernen Gebäude an der Ellery-Straße. Das Feuer entstand Morgens 1 Uhr im äußersten westlichen Ende des untersten Stockwerks. In einem oberen Zimmer in demselben Theil des Gebäudes schliefen zwei junge Arbeiter Namens Hasset Jacobs und Hirsch Mendel. Rover, ein Neufundländer Hund, der Herrn John Seyboth gehört, befand sich zur Zeit des Feuers gleichfalls im Gebäude und scheint dasselbe zuerst entdeckt zu haben. Es ist merkwürdig, mit welchem fast menschlichen Verstande der Hund darauf verfuhr.

Es stand natürlich nicht in seiner Macht, das Feuer auszulöschen. Dafür aber rannte er, so schnell wie er konnte, in das oberste Stockwerk, wo die beiden Arbeiter schliefen, und versuchte dieselben aufzuwecken. Dies wollte ihm nicht gelingen, und er sah sich gezwungen, die Decke von dem ersten Bett, in welchem Jacobs schlief, mit seinen Zähnen herunterzuzerren. Doch auch dann wurde Jacobs nicht wach. In seiner Verzweiflung stürzte sich der Hund auf den schlafenden Mann und biß ihn in die Füße, Arme und Hände, bis Jacobs wenigstens theilweise wach wurde. Jacobs sprang aus seinem Bette und lief halbbetäubt die Treppe hinunter, der Hausthüre zu. Leider war dieselbe geschlossen, und der Mann war noch immer so verwirrt und schlaftrunken, daß er absolut nicht wußte, was er beginnen sollte. Er konnte nicht einmal das Schlüsselloch zu der Thüre finden. Unterdessen hatte sich das Feuer so verbreitet, daß es unmöglich war, auf einem anderen Wege, als durch diese Thüre, aus dem brennenden Hause zu entkommen.

Der Hund begriff die Gefahr vollkommen. Er setzte sich hin und brach in ein lautes Geheul aus, welches von den Leuten, die sich mittlerweile auf der Straße versammelt hatten, deutlich gehört wurde. Dies hatte zur Folge, daß die Thüre von außen eingebrochen wurde, und Jacobs und der Hund stürzten Beide gleichzeitig auf die Straße hinaus.

Der brave „Rover“ hatte jedoch den anderen Schläfer nicht vergessen, welcher ohne Kenntniß von der ihm drohenden Gefahr im oberen Stockwerke noch immer ruhig schlief. Sobald der Hund sich überzeugt hatte, daß Jacobs gerettet war, sprang er in das brennende Gebäude zurück und eilte von Neuem die Treppen in das oberste Stockwerk hinauf. Diesmal machte er wenig Umstände. Er packte Mendel mit den Zähnen an der Schulter, zerrte ihn zum Bette hinaus und schleppte den betäubten Menschen bis zur Treppe. Hier ging es schon leichter. Die Zähne fest in das Nachtgewand des Mannes gepreßt, zog er ihn die Treppen hinunter, bis Beide im untersten Stockwerk anlangten. Als Mendel von diensteifrigen Händen vollends auf die Straße befördert wurde, war er vom Rauch so betäubt, daß man ihm erst eine ganze Menge Wasser in's Gesicht spritzen mußte, ehe er wieder zur vollen Besinnung kam. Hunderte von Menschen waren Zeugen der Rettungsthat des braven Hundes.

Rover ist etwa zwei Fuß hoch und sieht sehr intelligent aus. Er ist etwas über zwei Jahre alt und sieht wie ein Vollblut-Neufundländer aus, ist aber mütterlicherseits mit der Rasse der südamerikanischen Bluthunde verwandt.

## Eine Gassenjungen-Regierung.

(Aus dem „Berl. Börsen-Courier“.)

Sie haben es durchgesetzt, die Schreihälse von Paris, daß Herr Lamoureux von der weiteren Aufführung des „Lohengrin“ in Paris Abstand nehmen mußte. Aus höheren Rücksichten hat Herr Lamoureux sich entschlossen, das Unternehmen aufzugeben, dem er bereits große materielle Opfer gebracht, auf welches er große künstlerische Mühen verwendet hat, und zwar, wie von kundiger Seite versichert wird, mit großem Erfolg verwendet hat. Das französische Ministerium hat sich bewogen gefühlt, Herrn Lamoureux den Verzicht auf die weiteren Aufführungen nahe zu legen, und dieser ist dem geäußerten Wunsche gefolgt, sei es aus Patriotismus, sei es, weil hinter dem Wunsche der Zwang stand. Denn seltsam, überaus seltsam sind die Verhältnisse in dem republikanischen Frankreich. Dort herrscht neben einer schrankenlosen Freiheit eine beinahe ebenso schrankenlose Dictatur. Die Freiheit ist für den Mob, die Dictatur für den gebildeten Mann, die Freiheit für den Gassenjungen, die Dictatur für den Gesitteten. Wenn wahnsinnige Menschen unter Verhöhnung alles sittlichen Gefühls sich öffentlich zusammenthun, um den Meuchelmord und jedes schlimmste Verbrechen zu preisen, so ist die französische Regierung ohnmächtig, das zu hindern. Die Gesetze des Landes etabliren eine derartige Freiheit, und gegen die Gesetze kann die Regierung nichts unternehmen.

Wir haben diesseits keinerlei Interesse daran, ob den Parisern das Vergnügen gegönnt ist, Wagner'sche Werke kennen zu lernen; wohl aber haben wir ein sehr lebhaftes Interesse daran, daß in Frankreich eine Regierung bestehe, welche wirklich regiert und nicht regiert wird. Das französische Ministerium, nicht blos das jetzige, sondern eine ganze lange Reihe von Ministerien haben ohne Ausnahme Beispiele von Willenlosigkeit gegeben, die uns unbegreiflich vorkommen müssen. Jede Ausschreitung war in Paris gestattet, wofern sie von dem wüthendsten Radicalismus und von den Gassenjungen ausginge. Der Pöbel und der Radicalismus durften Tag für Tag ohne jede Verhinderung die heiligsten Gefühle ihrer Mitbürger verletzen. Das konnte man sich im Namen der Freiheit am Ende gefallen lassen, obwohl die Freiheit in dieser Form nicht eben ein anmuthendes Aeußere hat. Wenn aber Jemand wagte, die Gefühle des wüthendsten Radicalismus oder die Anstandslosigkeit des Pöbels zu verletzen, so trat alsbald eine mehr oder minder gewaltsame Rectification ein, und es fehlte nicht viel, daß eine förmliche Anklage wegen beleidigter Majestät des Pöbels erhoben wurde. Wo blieb hier die Freiheit? Die Freiheit bestand nur für den Mob, sie bestand nur für den Auswurf der Gesellschaft, nur für die Niedrigkeit der Gesinnung, nur für die Anstandslosigkeit, nur für die Zucht- und Sittenlosigkeit!

Wenn den Franzosen eine solche Regierung zusagt, so ist das ihre Sache, und Niemand hat ein Recht, sie zu zwingen, von ihren Gewohnheiten abzulassen; aber sie müssen auch die Consequenzen ihrer Gewohnheiten tragen. Wenn die öffentliche Moral Frankreichs darin besteht, daß unter keinen Umständen die niedrigen und unverständigen Neigungen des Pöbels verletzt werden dürfen, so wird man sich im Verkehr mit Frankreich auf einen entsprechenden Ton einrichten, und da dieser Ton der des internationalen Verkehrs nicht ist, so wird Frankreich es sich gefallen lassen müssen, aus dieser Gesellschaft ausgeschlossen zu werden.

Die französische Regierung hat schon oft dadurch Anstoß erregt, daß sie solchen Anforderungen, welche als natürliche erschienen, nicht entsprechen konnte, weil angeblich die Gesetze ihres Landes dies nicht zuließen. Die französische Regierung hat aber niemals Gelegenheit genommen, die nachgewiesenen Lücken ihrer Gesetzgebung auszufüllen, und so ist ist sie denn für die Lücken selbst verantwortlich geworden. Was sie einmal überraschte und deshalb Entschuldigung verdiente, das erschien das zweite Mal als vorbedacht und überlegt. In der That hat die französische Regierung nur mit gutem Vorbedacht und mit reiflicher Ueberlegung die Lücken in der französischen Gesetzgebung bestehen lassen. Die französische Regierung zeigt dem französischen Pöbel gegenüber eine grenzenlose Nachgiebigkeit, so daß man annehmen muß, sie identificire ihre Interessen mit denen des Pöbels und billige dessen Handlungen, gegen welche einzuschreiten sie selbst niemals die Macht verlangt. So lange die französische Regierung nicht durch die That bewiesen haben wird, daß es ihr ernsthaft darum zu thun ist, über den französischen Pöbel Herr zu werden, so lange wird man berechtigt sein, daran zu zweifeln, daß die französische Regierung überhaupt von irgend einer Macht als vertragsfähig angesehen werden kann.

## Vom Inlande.

**Der Staat Nord-Carolina versorgt seinen Gouverneur mit einer amtlichen Wohnung. Es wird jetzt für diesen Beamten ein neues Haus gebaut, welches $50,000 kosten soll.**

**Zwei Negerjungen, der 15jährige Harvey Hines, geriethen neulich in Connelton in Indiana mit einander in Streit. Stevens zog sein Messer und durchschnitt seinem Gegner die Gurgelader, so daß der Tod fast augenblicklich eintrat. Der jugendliche Mörder ist geflohen und bis jetzt noch nicht verhaftet. Sein Vater sitzt seit vier Jahren als Dieb im Zuchthaus.**

**Ein canadisches Blatt klagt: „Die Schulden Canadas haben laut Bericht des Finanzministers im letzten Rechnungsjahr um ungefähr $26,000,000 zugenommen; das macht $2,166,666 per Monat. Die Schulden der Ver. Staaten wurden im Monat April um $13,000,000 vermindert. Die Gegensätze in befriedigender Weise zu erklären, wäre etwas für die Bewunderer und Verherrlicher unserer Tory-Regierung.“**

**Mit Antoine Mauca de Vallambrosa, Marquis de Mores, dem bekannten Viehzüchter und Fleischhändler, scheint es schlecht zu gehen. Er wurde in New York unter der Anklage verhaftet, einem seiner Gläubiger, dem er $20,000 schuldet, nach Europa durchbrennen zu wollen. Der Marquis behauptet entrüstet, er habe nie die Absicht gehabt, seine Gläubiger zu betrügen. Er ist unter $2500 Bürgschaft gestellt worden.**

**Eine Schwindelfirma, die sich „F. S. Fine & Co.“ nannte, ist in Chicago entlarvt worden. Dieselbe hatte Rundschreiben ausgesandt, in welchen Jedem, der fünf Dollars einsenden würde Frauenkleider in Packeten im Werthe von $200 versprochen wurden. Der Käufer sollte das Recht haben, die Kleider gegen 40 Procent Commission weiter zu verkaufen. Viele Leichtgläubige gingen auf den Leim. Die „Firma“ ist mittlerweile verduftet, wahrscheinlich nach Canada.**

**In San Francisco hat das Familienleben noch immer keinen großen Anhaltspunkt gewonnen. Es giebt dort weniger Familien und verhältnißmäßig weniger Kinder, als in irgend einer andern Stadt von derselben Größe. Die meisten Männer in der Stadt führen ein Junggesellen-Leben und nehmen ihre Mahlzeiten im Geschäftstheile der Stadt ein. Ein guter „Lunch“ kostet in den Hotels 25 Cents, doch muß man für ein reguläres Mittagessen einen Dollar bezahlen.**

**Einen seltsamen Tod hat sich die Frau eines gewissen Calvin Brown in Kokomo, Indiana, gewählt. Sie hatte schon mehrfach zu ihren Bekannten geäußert, sie sei des Lebens überdrüssig und wolle sich dasselbe nehmen. An einem der letzten Tage führte sie ihre Drohung auch wirklich aus. Sie tränkte ihre Kleider mit Petroleum und steckte dieselben in Gegenwart ihres Mannes in Brand. Ehe es ihm möglich war, die Flammen zu löschen, hatte sie so schwere Brandwunden davongetragen, daß sie kurz darauf starb.**

**In der Nähe von Somerville in Alabama wollte sich Frau Mary Edminson mit ihrem kleinen Töchterchen das Vergnügen machen, auf den Fischfang zu gehen. Die Mutter beugte sich über das Wasser im Bach, um ihren Durst zu stillen, als eine Mocassinschlange sich ihr links auf dem Halse niederließ und ihre Fänge ihr tief in das Fleisch hineinbohrte. Die erschrockene Frau mußte Gewalt brauchen, um das giftige Reptil sich von dem Halse zu ziehen und wankte dann, von ihrem Töchterchen unterstützt, mühsam das Ufer hinauf. Sie sagte dem Kinde, sie sei sehr schwer erkrankt, und dasselbe eilte nach Hause, um den Vater zur Hilfe zu rufen. Als derselbe ankam, war es bereits zu spät. Etwa 200 Schritte von dem Platze, wo das Unglück mit der Schlange geschehen war, lag die Frau todt auf dem Boden. Sie hatte es versucht, nach Hause zu gehen, doch war sie unterwegs todt zusammengestürzt.**

**In Süd-Californien gibt es jetzt eine deutsche Colonie Karlsbad, über welche berichtet wird: „Bei den Bohrungen nach Wasser, in der jetzt Karlsbad getauften deutschen Ansiedlung, fanden die Besitzer dieses herrlichen Platzes ein Mineralwasser, das nach der Analyse von Professor Colby in San Francisco, welche von Professor Hillgard, dem Präsidenten der „Medical Association“ von Californien bestätigt ist, fast genau dieselben Bestandtheile enthält, wie das berühmte Karlsbader Wasser in Böhmen. Das Karlsbad in Süd-Californien hat aber vor seinem Namensvetter in Böhmen noch einen großen Vorzug, denn es bietet durch seine reizende Lage am stillen Meer, welches hier den reinsten Sand als Badegrund hat, die Annehmlichkeit, daß Jeder mit der Brunnencur Seebäder genießen kann. Aus diesem Grunde steht dem Platze eine große Zukunft bevor, und der Preis für Grundeigenthum ist in stetem Steigen begriffen.**

**Das Zuchthaus zu Lincoln in Nebraska war kürzlich während eines Ungewitters der Schauplatz einer schrecklichen Scene. Alle Gefangenen waren vom Wärter mit Ausnahme der in der Gießerei beschäftigten in ihre Zellen geschickt worden. Dort begab sich der Sträfling Gleason, welcher geschmolzenes Eisen zu tragen hatte, an den von einem farbigen Sträflinge mit Namen Andrew Jackson bedienten Schmelzkessel, um seine Pfanne zu füllen. Als dies geschehen war, wandte er sich um, stolperte und verschüttete etwas von dem flüssigen Metall; ein Tropfen traf wahrscheinlich Jacksons Bein, worauf dieser eine Eisenstange ergriff und sie mit einem Fluche auf Gleasons Kopf niedersausen ließ. Die Pfanne entfiel der Hand des Getroffenen und er sank zu Boden in das glühende Metall, welches seinen Oberkörper in schrecklicher Weise zurichtete. Er wurde nach dem Hospital der Anstalt geschafft und mit aller Sorgfalt verpflegt, verstarb aber schon in wenigen Tagen. Sein Angreifer ist für seine unselige That zur Verantwortung gezogen worden.**

**In Tennessee ist wieder einmal ein Mord während einer öffentlichen Gerichtssitzung vorgekommen. In dem fünf Meilen westlich von Knoxville belegenen kleinen Orte Bell Camp hatte ein gewisser Willis McKanney beim Nachhausekommen seine Frau in einer verdächtigen Stellung mit einem Nachbarn Namens Louis Stall ertappt. Stall flüchtete sich, und McKanney prügelte seine Frau so fürchterlich durch, daß man befürchtet, sie werde an den erlittenen Verletzungen sterben. McKanney wurde unter der Anklage auf thätlichen Angriff in mörderischer Absicht verhaftet und zur Voruntersuchung vor einen Friedensrichter in Knoxville geführt. Als Hauptzeuge im Termin war Stall erschienen. Er legte sein Zeugniß ab und wollte sich gerade von dem Zeugenstande entfernen, als McKanney ihn auf die Seite rief und sofort aus seinem Revolver auf ihn zu schießen begann. Jeder Schuß, den er that, war tödtlich, so daß Stall leblos zu Boden stürzte. McKanney machte sich darauf unbehelligt aus dem Staube. Er wird jetzt von Gerichtsbeamten verfolgt, es ist aber fraglich, ob sie ihn erwischen werden.**

## Vom Auslande.

— **Ein recht unangenehmer** Prozeß steht nächster Zeit einem Petersburger Arzt bevor. Im vorigen Jahre erschien bei jenem Arzte eine sehr reiche Dame, die trotz vorgerückten Alters durchaus noch zu den jungen gezählt werden möchte und erbittet sich Rath gegen allerlei eingebildete Uebel — Nervenschwäche, Migräne, Herzaffektion u. s. w. Nach sorgfältiger Diagnose verschreibt der Doktor über ein halbes Dutzend Mixturen und erklärt der Patientin, daß bei rationeller Behandlung ihrer Gesundheit keine ernstliche Gefahr drohe und sie bald geheilt werden könnte. Die Kranke konsultirte den Arzt fort und fort und—zahlt brillant. Endlich wird ihr die Sache zu langweilig; sie erscheint seltener. Der Arzt merkt etwas—und als sie nach längerer Zeit wieder einmal bei ihm erscheint, eröffnet er der Dame, sie sei jetzt so weit hergestellt, daß es nur einer kleinen Nachkur bedürfe, um auf lange Zeit von jeglicher Medizin befreit zu sein. Zu diesem Zweck müsse sie absolut die Hauptstadt verlassen, um am fernen Kurort N. sich in die Behandlung des dortigen Arztes zu begeben; er werde diesem genaue Informationen geben u. s. w. Mit Dank geht die Dame auf diesen Vorschlag ein und läßt sich gegen ein letztes höchst anständiges Honorar (100 Rubel) das Begleitschreiben geben. Zu der Reise kommt es aber nicht, da einige Bekannte davon abrathen und, um doch zu erfahren, was der gute Doktor seinem fernen Collegen über ihren Zustand geschrieben, entschließt sie sich, den Brief zu öffnen. Er lautet: „Ich schicke Dir eine alte Närrin. Sie ist so gesund wie eine Kuh, doch habe ich sie ein halbes Jahr hinburch behandelt. Ich rathe Dir, sie gehörig zu melken u. s. w.“ Man kann sich leicht denken, daß dieser Inhalt die Dame erst recht bestimmte, nicht in jenen Kurort, dafür aber zu einem renommirten Advokaten zu gehen.

— **Die letzten Nachrichten** aus Atjeh erzählen wieder von allerlei Scharmützeln der Regierungstruppen mit den Eingeborenen, sowie von der Beri-Beri-Krankheit. Mehr Truppen! Das ist die Parole, und stärker wird dieser Ruf. Kein Wunder, daß man in Holland anfängt, sich ernstlich zu beunruhigen, daß man Massenpetitionen an die Regierung einschickt. Letztere scheint sich jedoch noch stets in sorgloser Ruhe zu wiegen; es wird wohl erst der Stimmen aus dem Auslande bedürfen, um sie aus ihrem süßen Schlummer zu wecken. Neulich brachten verschiedene deutsche Blätter die Nachricht, daß die deutsche Regierung der holländischen angeboten habe, im Falle der Noth die Europäer auf Java unter ihren Schutz zu nehmen. Diese Nachricht erregte große Sensation, obgleich sich bald die Grundlosigkeit derselben herausstellte. Jetzt bringt auch die „St. James Gazette“ einen Artikel, in dem unter Anderem der Satz vorkommt: „Wenn keine energischen Schritte, und zwar schleunigst, gethan werden, so ist der Untergang des niederländischen kolonialen Reiches nicht mehr fern! . . . In so äußerst wichtigen Fällen ist größte Eile nothwendig, und es ist sicher, daß, falls nicht baldigst eine starke Truppenmacht nach Sumatra gesandt wird, die ganze Insel in einem Zustand der Anarchie verfallen wird zum Schaden von tausenden Europäern“. Wenngleich die inländische Presse diese Jeremiade oder vielleicht richtiger gesagt, diese Drohung der „St. James Gazette“ für grundlos hält, so kann sie doch nicht umhin, zuzugeben, daß die Zustände sehr ernst sind, und daß es durchaus nothwendig ist, die Truppenmacht in Indien zu verstärken und damit Holland das Prestige, welches das Reich als Kolonial-Macht besessen hat und welches in den letzten Jahren stark verblaßt ist, wieder erringe.

— **Nachdem die Polizei von** Petersburg die Nihilisten, welche am 13. März ein Attentat gegen den Czaren auszuführen beabsichtigten, verhaftet hatte, wurde derselben außerordentliches Lob gezollt, weil sie sich so gut unterrichtet und geschickt gezeigt habe. Wie nun aber aus den Prozeßverhandlungen hervorgeht, war dieses der Petersburger Polizei gespendete Lob unberechtigt. Dieselbe hat nämlich der Anklage-Akte zufolge bis zum 11. März von dem Komplott nichts gewußt. Die Polizisten haben freilich vor Gericht ausgesagt, daß sie schon am 5. März Kenntniß von dem Attentatsplane gehabt hatten, allein dann sind sie sehr ungeschickt vorgegangen. Am 12. März fuhr nämlich der Kaiser über die Polizeibrücke auf dem Newski, gerade als Ossipanow den Zaren nicht rechtzeitig bemerkt hatte und entfernte sich daher unverrichteter Sache. Einige Polizisten sahen ihn, und man begreift nun nicht, warum sie ihn frei einhergehen ließen, wenn sie bereits von dem Attentatsplane Kenntniß hatten? Gestatteten sie doch sogar noch einem, der am 12. März Verhafteten, seine Bombe eine halbe Stunde lang mit sich herumzutragen. Die Bombe wurde erst in Anwesenheit von 40 Personen auf den Boden geschleudert, wo sie glücklicherweise nicht explodirte. Der Czar hat dem „Berl. T.“ zufolge einen vollständigen stenographischen Bericht über den Prozeß erhalten, durch welchen u. A. auch festgestellt wird, daß momentan in Rußland vier nihilistische Comités existiren: nämlich in Petersburg, Wilna, Charkow oder Kiew und in Sibirien. Die meisten Gelder für die Vorbereitung des Attentats gab der Pole Pilsutzki. — Ende Mai soll ein neuer Prozeß gegen 23 Personen stattfinden, welche beschuldigt werden, an dem Komplott zur Ermordung Sudeikin's theilgenommen zu haben. 37 andere angebliche Mitschuldige sollen auf „administrativem“ Wege verurtheilt werden.

— **Die Leibärzte des Sultans** verlangten kürzlich von demselben, er möge — da am Goldenen Horn mehrere Blatternfälle konstatirt worden — sich sowohl wie seine Damen im Harem impfen lassen. Was nun seine Frauen betrifft, war der Padischah bald dafür zu gewinnen; nur wollte er bei der Impfung persönlich anwesend sein, die anderen Vorsichten ungerechnet, die dabei in puncto Züchtigkeit beobachtet werden sollten. In einem der Säle des Harems wurde eine spanische Wand aufgerichtet, in welche eine kreisrunde Oeffnung geschnitten war. Durch dieselbe kam abwechselnd je ein blendend weißer, ein mattgelber oder gar bräunlich angehauchter Frauenarm geschlüpft, der Doktor machte die Inokulation, hinter der Wand ließ sich jedesmal ein kleiner Schmerzensschrei vernehmen und die Operation war beendet. Was nun den Sultan selbst betrifft, erklärte er für seine Person, erst dann in die Impfung zu willigen, wenn er die Ueberzeugung erlangt habe, daß diese bei den Haremsdamen keine bösen Folgen nach sich ziehe.

— **Ein herrenloses Stückchen** deutscher Erde sind nach dem „L. T.“ die sogenannten „Sassenhölzer“ zwischen Gefell und Göttengrün in Thüringen. Wiederholt sind dieselben der Zankapfel zwischen den benachbarten Jagdpächtern gewesen, da man nicht wußte, ob dieselben zu Preußen oder zu Reuß j. Linie gehören. Die Landräthe von Breitenbach-Ranis und Dr. Albert-Schleiz leiten die Grenzregulirung und haben durch persönliche Einsichtnahme und Vergleichung der betreffenden Flurkarten die Verhandlungen wesentlich gefördert, die aber bis zu einem bestimmten Endresultate noch nicht gediehen sind.

— **Eine interessante Anekdote** von dem französischen Präsidenten Jules Grevy erzählt der Pariser Correspondent der Krzztg. wie folgt: „Vor einigen Tagen traf eine mit dem Präsidenten Grevy im Jura benachbarte Familie hier ein und wurde zum Frühstück nach dem Elysee geladen. Wie mit alten Bekannten, so plauderte man ganz offen über allerlei Angelegenheiten. Unter Anderem erzählte die Dame aus dem Jura von ausgedehnten Baumpflanzungen, welche sie auf ihren Gütern vorzunehmen gedenke, „aber,“ so fuhr sie fort, „in Zeiten wie die jetzigen fürchtet man sich irgend etwas zu beginnen, und ich zögere daher mit meinen neuen Anpflanzungen.“ „Ach!“ entgegnete Grevy, „Sie besorgen Krieg?“ Die Dame entgegnete: „Und Sie..... Sie fürchten ihn nicht?“ Herr Grevy mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln zu der Dame sich wendend, erwiderte: „So viel ich weiß, ist Fürst Bismarck ein sehr überlegender Staatsmann und handelt nur im Interesse seines Landes, welches ganz eben so wie das unsrige in der Erhaltung des Friedens besteht; ich meine, liebe Freundin, daß Sie Ihre Bäume ruhig können pflanzen lassen.“ Herr Grevy hält keine großen politischen Reden, doch intime Gespräche, wie das eben erwähnte, sind ab und zu wichtiger, als feierliche Kundgebungen, und die, welche Herrn Grevy kennen, behaupten, daß er die Gewohnheit hat, nichts umsonst zu reden.“


— **Schaffner's deep-sea Austern zu haben in allen besten Groceries.**



## Notiz für Contraktoren.

**Illinois Straße Tunnel.**

Office des städtischen Civil-Ingenieurs, Indianapolis, den 12. Mai 1887.

Hiermit wird Nachricht gegeben, daß versiegelte Offerten für den Umbau des Illinois Straße Tunnel, den jetzt in der Office des Stadt-Ingenieurs befindlichen Plänen und Spezifikationen gemäß, vom Eisenbahn-Comite, dem Stadtanwalt und dem Ingenieur in der Office des Unterzeichneten im Courthause der Stadt Indianapolis entgegen genommen werden.

Offerten werden bis 4 Uhr Nachmittags, den 28. Mai 1887 entgegen genommen.

Das Recht, eine oder alle Offerten zurückzuweisen, wird vorbehalten.

S. H. Shearer.



— Versucht —

**Mueller's**

— feinsten —

**Oolong und Gun Powder Thee!**

**Er ist köstlich!**

**Emil Mueller**